

DIE MITTLERE REICHWEITE ZWISCHEN PAPIERKORB UND ARCHIV

«Ein leerer Tisch ist mehr als nur eine meist hölzerne und von vier Beinen gestützte Platte oder eine Art von vereinfachtem künstlichen Lasttier. Er ist überdies ein nie zu erreichendes Ideal: Man nimmt sich immer wieder vor, ihn seiner Last zu entledigen und endlich einmal reinen Tisch zu machen.»¹

VILÉM FLUSSER

Wissenschaftliche Schreibarbeit ist Reduktionsarbeit – das Löschen von Material; das Aussortieren, Wegwerfen und Vernichten von Gedanken; das Selektieren von Satzsequenzen, die es nicht in fertige Texte schaffen; das materielle wie immateriellen Verwerfen von Notizen und ganzen Arbeitsschritten, die im analogen wie digitalen Abfall landen. Wissenschaft erzeugt neben fertigen und publizierten Texten nicht verwendete und nicht verwendbare Reste, die an speziellen, privaten und öffentlichen Orten gelagert, aufbewahrt oder entsorgt werden. Wissenschaft produziert Sondermüll, der nach eigenen Recyclingverfahren wiederverwertet, endgelagert und vergessen wird.

Mitten in diesem Raum der Entstehung und Verwerfung von Resten überlagerte sich auch unsere filmische Erforschung der Medien des wissenschaftlichen Schreibens mit unserer eigenen Arbeit an eben diesem Film: Die 2012 fertiggestellte Dokumentation *Odyssee und Nahverkehr* ist eine filmische Expedition durch heimische Arbeitsplätze wissenschaftlichen Schreibens und lässt 25 GeisteswissenschaftlerInnen über Arbeitsabläufe, Standorte und Stationen von Schreibzeug, Büchern und Notizzetteln reflektieren. Die Reise changiert dabei zwischen kartografierbaren Fahrplänen der Wege des Wissens und Tauchfahrten in die tieferen Schichten des Schreibtisches inmitten der Sisypus-Arbeit niemals endender Textauswüchse. In der Aufnahme und Auswahl der Reste, der Bilder und Interviewfragmente, die es schließlich nicht in den Film schafften, wurde schnell klar, dass in den übriggebliebenen Bruchstücken die

¹ Vilém Flusser, *Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft?*, Göttingen (Imatrix Publications) 1989, 124.

Rolle der Reduktion auch als Reflexion der eigenen Löscharbeit zum erzählerischen Organisationsprinzip werden musste. In dieser vielleicht auch filmwissenschaftlichen Betrachtung ist diese Angelegenheit je nach Blickwinkel eine, die sowohl die fassbare Ausstattung und materiellen Schichten des eigenen Archivs als auch den beweglichen, schwer fassbaren Prozess des Schreibens und dessen theoretische Rahmungen betrifft. Zwischen Fülle und Leere erscheint hier das Problem der Reduktion je nach Einstellung als individuelle Notwendigkeit, Unmöglichkeit oder als Wunsch, als eine des Wertes des Vernichtens und des Verlustes, als eine der Ethik des Löschens und Vergessens, aber auch als eine mediale Frage nach der Un/Sichtbarkeit von Information, Wissen und deren Bruchstücken. Gerade das Übriggebliebene in diesen Bruchstücken, die Reste selbst als Werkzeuge zu begreifen, führte uns dabei der Film in verschiedenen Modi, Umgangsformen und Arbeitsmethoden vor Augen.

Wie individuell und persönlich diese Frage des Übriggebliebenen sein kann, beschrieb Cornelia Vismann im Frühjahr 2010 noch kurz vor ihrem Tod und verwies mit ihrem besonderen Verhältnis zu den Dingen auf eben jene wissenschaftlichen Techniken und Methoden, die die Suche nach Erkenntnisgewinn zwischen der Fülle und der Leere inmitten von Leben und Tod platziert:

Wenn er [der Tod, d. A.] näher rückt, könnte man ja eigentlich denken: Jetzt muss ich erst recht sammeln und an das Nachlassverwalten gehen. Bei mir hat das einen eher befreienden Effekt, so dass ich denke: Jetzt brauche ich es nicht mehr, jetzt schaffe ich es ohne. Es ist eine richtige Befreiung. [...] Und da ich überhaupt nicht das Gefühl hab, ich muss mich in der Nachwelt verewigen oder ich muss da erhalten bleiben oder es gibt bei mir so wichtige Spuren, wo man sagen kann: da ist ein Prozess im Arbeiten gewesen – das ist bei mir einfach nicht so. Aber bin gerade in so einem Umbruch. Ich kann jetzt nicht sagen, dass ich ganz frei davon wäre und völlig minimalistisch, dann wäre dieses Zimmer leer und ich könnte so am Schreibtisch sitzen – das wollte ich auch gar nicht. Das ist schon so eine mittlere Reichweite zwischen Sammeln und Verwerfen, zwischen Papierkorb und Archiv.²

Im Leben einer Wissenschaftlerin lässt sich die Arbeit am heimischen Schreibtisch nur als ein Zugleich von Sammeln und Verwerfen beschreiben. Der Umgang mit der Fülle von Material, das in eigenen Un/Ordnungen verwaltet wird, ist dabei eine existentielle Angelegenheit.³ Die räumlichen Bedingungen von Arbeitszimmern wie das Zusammenspiel verfügbarer medialer Formate ermöglichen und erfordern einen persönlichen Umgang, einen Lebensstil und eine eigene Innenarchitektur des Schreibens, die nicht nur konstitutiv für die Nutzerbiographie der schreibenden Agentinnen, sondern auch für die Architekturen und Dramaturgien der Texte sind. Mit Bernhard Siegert kann man behaupten, dass dabei eine wesentliche Herausforderung im unaufhörlichen Weiterschreiben unterschiedlichster Textgattungen besteht:

Man bewegt sich in einem permanenten Textaufkommen. Man ist umgeben von Texten, die um einen herum permanent anwachsen. Hier wächst ein Vortrag, dort wächst ein Brief, dort wächst ein Gutachten, dort wächst ein Exzerpt oder ein

² Bei diesen folgenden Zitaten ohne ausgewiesene Fußnoten handelt es sich um Statements aus der genannten Dokumentation *Odyssee und Nahverkehr*, Regie: Marius Böttcher, Martin Schlesinger, 2012, eine Produktion des Internationalen Kollegs für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie (IKKM) Weimar. Weitere Informationen unter: <http://www.ikkim-weimar.de/odysseeundnahverkehr>, gesehen am 1.7.2012.

³ Siehe Erik Porath, Von der Vernunft des Sammelns zum Irrsinn des Wegwerfens, in: Gisela Ecker, Martina Stange, Ulrike Vedder (Hg.), *Sammeln – Ausstellen – Wegwerfen*, Königstein/Taunus (Helmer) 2001, sowie in: *e-Journal Philosophie der Psychologie* 3 (2005), <http://www.jp.philo.at/texte/PorathE2.pdf>, gesehen am 1.7.2012.

Aufsatz. Und alles wird dann irgendwo hingeschoben. Und wenn man dann irgendwas anfängt, greift man immer auf etwas zurück, was sich irgendwo schon befindet.

Diese Allgegenwart der wachsenden Textteile und deren permanentes Fortschreiben an all ihren abgebrochenen Enden beschreibt dabei nicht nur ein wucherndes Simultanschreiben, sondern verweist vielmehr auf Effekte, die sich im Zeitalter von digitalen Medien qualitativ derart gewandelt haben, dass die Schreibarbeit, so Cornelia Vismann, nicht mehr nur als ein fortlaufendes Weiterschreiben, sondern vor allem als Löscharbeit und die Schreibenden als Medien der Selektion definiert werden muss:

Man ist ja sowieso schon in der Fülle und ist nur noch ein Auswahlmedium für das Schreiben. Eigentlich ist es ja eher so, dass man gar nicht mehr schreibt, also dieser *horror vacui*, dieses vor einem leeren Blatt sitzen und nicht wissen, wie anfangen, das ist wahrscheinlich ein Topos, der Laptopschreibern überhaupt nicht mehr begegnet, weil irgendwie ist eine Datei immer schon begonnen. Da steht immer schon was. Das heißt, die Hauptarbeit des Schreibens besteht im Kanzellieren, im Löschen. So kommt mir Schreiben heutzutage vor: gar nicht mehr das Fließen, das Generieren eines Textes, sondern das Kondensieren, das Pointieren und das Scharfstellen eines Textes. Und das ist Löscharbeit.

Flüchtig lässt sich eine veränderte Präsenz und ein anderes Abtragen der Texte sicherlich mit einer gesteigerten Verfügbarkeit von analogem und digitalem Material, mit einem allgemeinen Mehr an Kommunikation oder mit größeren digitalen Speichermöglichkeiten erklären. So sind es nicht mehr einfach nur die unerledigten Sachen, die sich auf dem Schreibtisch stapeln, sondern auch eine Fülle an selbst- oder fremdproduzierten Informationen und Textbeständen, die es auf dem digitalen Schreibtisch zu filtern, zu ordnen und schließlich in ihrer Ausbreitung zu beschränken gilt.

Und genau in dieser mittleren Reichweite zwischen der unzugänglichen Dichte sich produzierender Texte und der natürlichen Datenkompression im materiellen Zerfall ist es die bewusst gesetzte Reduktion, die dem notorischen Platzmangel im Arbeitszimmer und auf Festplatten zu Hilfe eilt und reinen Tisch machen will. Anders wären, so Aleida Assmann, selbst Speichersysteme wie das Gedächtnis auch gar nicht denkbar, und so zeichnet sie gedächtnistheoretisch

Abb. 1/2 Stills aus *Odyssee und Nabverkehr*, Regie: Marius Böttcher, Martin Schlesinger, D 2012, 60 Min.



einen grundlegenden Strukturwandel nach: «Hatte man auf den Boden der Tradition das Gedächtnis von der Einschreibung und Speicherung her bestimmt, so wird es nun im Rahmen des historischen Bewusstseins von der Tilgung, der Zerstörung, der Lücke, dem Vergessen her definiert.»⁴

Damit findet sich nicht nur eine Wissensproduktion in den Ansammlungen der Archive, in der Vollständigkeit der Universalien, sondern ebenso eine wuchernde Sinnstiftung der Lücken. Angesichts des sich anhäufenden Textaufkommens verwundert auch nicht der wachsende Wunsch, gerade die Nullstellung und das Reset als Befreiungsakt zu lesen und in der Ausbreitung der Leerstellen neuen Platz zu schaffen. Da, wo Platz geschaffen wird, ist Raum für den Neuanfang. Manfred Schneider denkt in der Sehnsucht nach paradiesischer Sorglosigkeit eine Reinheit, welche die wissenschaftliche Tätigkeit mit ihren Praktiken des Löschens und Vernichtens gewissermaßen im Anschreiben gegen sich selbst beschreibt:

Hinter dieser großen Tätigkeit steht ja eigentlich die Vorstellung, dass diese Tätigkeit überflüssig wird, also die Menschenverhältnisse so einfach und rein werden, dass dieser ganze mediale Apparat überflüssig wird. Also, es ist ein Traum der Wiederherstellung des Paradieses.⁵

Eine solche «Erfindung eines leeren Raumes»⁶ findet sich schon bei Michel Serres. Mit der Zerstörung als Anfang alles Neuen beschreibt er das gewaltige Bild des gelben Flusses Huang Ho, der, alles Leben und Vernichtung innehabend, die Dinge mit sich reißt und dabei gleichzeitig Tod und Neubeginn bringt. Das restlose Nichts nach der Flut des Zuviels des Wassers, die Leere, die nach der Fülle kommt, verweist bei Serres auf die Zerlegung der Elemente «bis nur Atome bleiben»⁷ und ist in diesem Sinne schon lange zuvor bereits bei Lukrez Grundvoraussetzung für die Neuordnung der Elemente und Umformung der Dinge überhaupt. Das Nichts wird somit Anfang und Kreislauf zugleich: «Diese Geschichte wird kein Ende haben»⁸. Hier verschiebt sich Vernichtungsarbeit als eine Praktik des Endes hin zu einem Neuanfang, wenn Dinge ausgelöscht und aufgearbeitet werden, zu Resten zerfallen, die nicht beseitigt werden können, die immer noch da bleiben, sich anhäufen und so den Untergrundschlamm für das Folgende bilden. Dieses Bild, das Serres als Denkfigur der *tabula rasa* fasst, beschreibt letztlich nicht weniger als die Nichtexistenz eben jenen reinen Tisches und lässt Markus Krajewski auf das Setting des Resets stoßen:

Die *tabula rasa*, so verlockend sie als Denkfigur auch sein mag, bezeichnet damit nicht zuletzt die Unmöglichkeit, reinen Tisch zu machen. Vordergründig mag sie für den Akt des Aufräumens stehen, für eine Rücknahme, ein Auf-Null-Stellen, ein Reset der gegenwärtigen Situation.⁹

So sind die Auflösung, der Versuch des Löschens und der Drang nach Reduktion niemals wirklich restlos. Der Raum der *tabula rasa* bleibt also nicht leer – denn was bleibt ist mindestens die Ordnung der *tabula rasa*, der Neubeginn im

⁴ Aleida Assmann: Texte, Spuren, Abfall. Die wechselnden Medien des kulturellen Gedächtnisses, in: Hartmut Böhme (Hg.), *Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle*, Reinbek (Rowohlt) 1996, 96–111, hier 106.

⁵ Auch in Alain Resnais' *Toute la mémoire du monde* (1956) steht am Ende des lückenlosen Weltgedächtnisses, des Schreibens und Lesens, das Überflüssigwerden und die Entdeckung des simplen Geheimnisses des «Glücks».

⁶ Michel Serres, *Der Parasit*, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1987, 273.

⁷ Ebd., 272.

⁸ Ebd., 278.

⁹ Markus Krajewski, *Tabula Rasa*. Der Rest stiftet den Neuanfang, in: Barbara Thums, Annette Weiberger (Hg.), *Was übrig bleibt. Von Resten, Residuen und Relikten*, Berlin (Trafo) 2009, 23–34, hier 27.

Restlosen: «Die Geschichte begänne bei der Sintflut, wenn diese keinen Rest beließe: Noah, die Arche und ihre Tiere, die der Flut entkommen. Der Rest ist der Motor der Geschichte, die auf diesen restlosen Zustand folgt.»¹⁰ So wie es Serres um die Unmöglichkeit des Restlosen geht, zeigt sich erst im Akt des Löschens das Potenzial dieser Operation. Assmann setzt an ähnlicher Stelle mit Ralph Waldo Emerson fort, der alles Geschriebene in einen Abgrund stürzen sieht, «den die Schöpfung des Neuen für das Veraltete öffnet».¹¹ Der «Wegfall der immanenten Widerstandskraft gegen Verfall und Vergessen»¹² führt gleichzeitig immer auch zu einer permanenten Produktion von Rückständen als Überdauerungsbruchstücke und weist damit die Texte nicht nur an ihren Platz in die «Gesetzmäßigkeiten [...] von Erneuern und Veralten, Produktion und Abfall»,¹³ sondern fokussiert deren Abfallproduktion. Hier schärft sich das Ineinandergreifen der Praktiken des Löschens und Schreibens, wenn Texte veralten, sich erneuern und sich alsbald irgendwo zwischen Produktion und Abfall wiederfinden. Denn das Reset der Ordnung entspricht statt dem nie zu erreichenden Ideal des leeren Tisches vielmehr dem Konzentrat der übriggebliebenen Reste – zwar als Operation des Scheiterns eines Löschversuchs, doch gleichsam erstes Element eines neuen Fragmentgeflechts, zwischen dessen Lücken neue Zusammenhänge konfiguriert werden. Der leere Raum an der Stelle des Gelöschten schafft dabei nicht nur Platz, sondern bringt ebenso in anderer Anordnung neue Nachbarn zusammen. Im Gegenzug zur ständigen Textanhäufung stellt sich eben nicht die Praxis ihrer Verdrängung, Vernichtung und ihr Vergessen, sondern genauso auch das Bewahren und Hegen der übriggebliebenen Rückstände. So bemerkt Joseph Vogl:

Und bei dieser [...], man könnte fast sagen, analen Produktion, fällt es mir irrsinnig schwer, irgendetwas davon wegzuschmeißen, selbst wenn es der größte Quatsch ist. Das heißt also, erster Imperativ: Es darf nichts verloren gehen. Ich würde sogar so weit gehen und sagen, dass Schrifttechnik insgesamt ein bisschen mit diesem Imperativ verbunden ist. Wenn es einmal da ist, dann ist es in die Welt gekommen und diese Welt soll nichts verlieren, darf nichts verlieren.

Die Organisation und Verwaltung der Löschrückstände und zur Seite geschobenen Textanhäufungen zeigt sich im Register des Vergessens in archivarischen Zwischenorten, an welchen die schriftlichen Überreste, so Vogl, zeremoniell und gewissenhaft bestattet und in Um-Ordnung zueinander gebracht werden:

Man versucht in irgendeiner Weise, da ich eigentlich Unordnung gar nicht so gut aushalten kann, aber permanent Unordnung erzeuge, Black Boxes zu entwickeln, in denen die Dinge verschwinden, nicht vergessen werden können, im Grunde Gräber; also, die Dinge sind begraben, [...] die ich auch niemals wiederfinden werde, von denen ich aber weiß, sie sind da und sie sind von mir nicht sozusagen im Stich gelassen, sondern sie wurden in einem ordentlichen Beerdigungsverfahren mit einem Ort, mit einem Andenken, mit einer symbolischen Auszeichnung versehen.

¹⁰ Serres, *Parasit*, 277.

¹¹ Ralph Waldo Emerson, *Circles* (1841), in: *Essays and Lectures*, hg. von Joel Porte, New York 1983, 403, zitiert n. Assmann, *Texte, Spuren, Abfall*, 104.

¹² Ebd., 103.

¹³ Ebd., 103f.

Schubladen, Aktenordner und Kartons aussortierten Materials häufen sich als ausgelagerte Bestände in Ecken und Stauräumen an. Doch zu diesen analogen symbolischen Orten sind natürlich mit Desk- und Laptops neue Symbole hinzugekommen, welche die Gesten des Beisetzens und die Ordnung der Reste immaterieller gestalten. Digitale Papierkörbe, die sich entsprechend ihres Füllstandes automatisiert selbst vernichten, und wuchernde Reste-Ordner verwalten Abfallarchive, lindern den Trennungsschmerz und häufen gleichzeitig einen virtuellen Parallelbestand an. Digitale Auslagerungen füllen sich unsichtbar und geraten gleichsam unbemerkt in Vergessenheit.¹⁴ Was sich bei *clean-ups* auf der Hardware unserer Rechner abspielt, ist für die meisten Nutzer besonders in Zeiten neuer Zeitmaschinen und Löschschutzvorrichtungen wie Apples *Time Machine* irrelevant wie das Wissen um das Funktionieren von Waschmaschinen. Computer sind weiterhin «Black Boxes, deren Innereien besagte Endbenutzer nichts mehr anzugehen brauchen».¹⁵

Die individuelle Auseinandersetzung mit dem Nutzen und Nachteil des Vernichtens und Vergessens für die eigene Schreibtischgeschichte ist eng mit den medialen Bedingungen und ihren medienhistorischen Transformationen verbunden. Von analogen zu digitalen Tools verändert sich im Fließtext die flüchtige Leichtigkeit des Löschsens; vom Radiergummi zur *backspace*-Taste; vom Blatt Papier zur Benutzeroberfläche des Bildschirms; vom *desk* zum *desktop*, auf welchem sich seit Apples *Lisa* mit dem Papierkorb ein Symbol für einen Zwischenraum befindet, aus welchem Weggeworfenes wieder hervorgeholt werden oder zum zukünftigen Überschreiben in die Unsichtbarkeit des Arbeitsspeichers freigegeben werden kann. Neben der Black Box der Hardware des Computers entsteht aus analogen und digitalen, abgespeicherten Resten eine weitere Black Box, die zu einem wesentlichen Teil des Archivs wird. Dieser ist nicht bloßer Fundort für Nebensächliches, sondern zum einen ein Tool der Selbstverortung der Schreibenden im Off der Arbeit sowie zum anderen ein für Denken und Leben offensichtlich notwendiges, abgeschlossenes Speichergedächtnis im Betriebssystem eines Arbeitszimmers.

Das Verhältnis zu den begrabenen Bruchstücken auf RAM und ROM ist ein anderes als zu denen in den Regalen. Wird digitaler Rest noch in symbolischer Sorge auf Datenträgern exportiert und ihm damit ein Ort im Archiv zugewiesen,

Abb. 3/4 Stills aus *Odyssee und Nabverkehr*



taucht nun das Problem auf, dass er nicht nur verfallen, sondern unlesbar werden kann, wenn die notwendige Hardware selbst im Papierkorb gelandet ist. Werden digitale Reste weniger symbolisch und zentral gesammelt, verlieren sie womöglich auch ihre Funktion als Material, das die Produktivität, die gedachten Gedanken und den materiellen Beweis eines arbeitsamen Schreiblebens wahrnehmbar macht.

Neben einer gestreuten Verteilung und neben dem Unwissen über die einfache, aber abstrakte Frage des <Wo?> des Arbeitsspeichers können sich die Reste auf Computern dem Zugriff nicht entziehen und werden von Suchabfragen und Algorithmen genauso behandelt wie die übrigen Nicht-Reste. Wie und wann die Reste des Rechners wieder auftauchen und welche neuen Verbindungen zwischen ihnen entstehen, hängt also auch von den Medien ab, mit denen wir unsere Medien beobachten.¹⁶ Andere Auslagerungen befinden sich – wie im Falle dieses Textes – schon gar nicht mehr im Arbeitszimmer, sondern auf Servern von Google Docs.

Claus Pias hat beschrieben, dass mit der Entwicklung von Benutzeroberflächen und ihren Papierkörben, Ordner- und Festplatten-Icons ein Bildschirmautor auftaucht, der als Hybridgestalt zwischen Autor und Sekretär permanent zwischen Funktionen von zwei Körpern wechselt. Zum einen, so Pias, erlauben die großen, weißen Lücken der Interfaces, wie beispielsweise die von Textverarbeitungsprogrammen, dem User individualisierte Praktiken; zum anderen, werden diese Autorenfunktionen an den Rändern von normalisierten Verwaltungstätigkeiten gerahmt:

Der Benutzer wechselt daher permanent die Positionen von innen und außen: er schreibt – er speichert, er schreibt – er formatiert Absätze, er schreibt – er löscht, usw. Die medienhistorische Leistung des Computers ist es vielleicht, dass er eine personale Trennung in Topographie überführt (...). Die Benutzeroberfläche implementiert die Funktionen von zwei Körpern (nämlich einem individualisierten und einem normalisierten) in einen einzigen User und (ver)legt sie zugleich in die Temporale.¹⁷

Zwischen diesen Rändern und weißen Lücken liegen schließlich der Akt des Löschens und der übriggebliebene Rest. Demnach wären es auch die normalisierten Körper, die außerhalb der Programme die Reste in standardisierte Orte des Vergessens schieben, welche für das Löschen und das Verwalten verantwortlich sind. Diese Topographie führt im vernetzten Zustand schließlich zu einem weiteren Effekt. Möglicherweise ist es abseits gewohnter Schreib- und Publikationswege auch dieser im Außen liegende Raum der Reste, von dem aus mittels Social Media und Filesharing ein weiterer Körper von Bildschirmautoren und der kollektiv normalisierten Autoren mobiler Medien entsteht; und somit vielleicht ein gemeinschaftlicheres Wissenschaften, eine weitere Interaktion der Informationen, eine andere Gedächtnisfunktion und bestenfalls ein neues Wissen: Das vom Programmierer und *interaction designer* Justin Blinder entwickelte Open-Source-Programm *Dumpster Drive* erlaubt NutzerInnen ihre digitalen Abfälle

¹⁴ Durch die wachsenden Speichermöglichkeiten und die daraus resultierende Gleichgültigkeit gegenüber dem gefüllten digitalen Papierkorb werden alsbald Papierkörbe Archiven immer ähnlicher, während die Archive sich wohl gleichsam immer mehr den Papierkörben annähern.

¹⁵ Friedrich Kittler, *Hardware*, das unbekannte Wesen, in: Sybille Krämer (Hg.): *Medien – Computer – Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1998, 119–132, online unter: <http://hydra.umanities.uci.edu/kittler/hardware.html>, gesehen am 1.7.2012.

¹⁶ Siehe hierzu den letzten Werkzeuge-Text von Florian Sprenger, Google Books als Medium und Medium, in: *ZfM* 06 (1/2012), 237–240.

¹⁷ Claus Pias, *Digitale Sekretäre*: 1968, 1978, 1998, <http://www.uni-due.de/~bj0063/texte/sekretaere.pdf>, gesehen am 5.7.2012.

wie gewohnt zu löschen, wobei diese über die Software auf einen Server hochgeladen werden, um von dort von anderen Verwertern recyclet zu werden. Was mit den Abfällen passiert, bleibt für seine Produzenten unsichtbar. «Dumpster Drive makes your trash social within the context of your desktop, allowing you to dumpster dive through the discarded files of others.»¹⁸ Ein dezentralisiertes Peer-2-Peer-Netzwerk ist laut Programm-Homepage in Planung.

Auch sozialer Abfall und geteilte Reste werden den Wunsch nach Reduktion, paradiesischen Zuständen und reinen Tischen wohl nicht auslöschen können. Das Aufkommen von akademischen sozialen Netzwerken¹⁹ verdeutlicht dabei einen weiteren Wunsch wissenschaftlichen Schreibens, nämlich dass Wissenschaft nicht nur in privater Reduktion und der Distribution fertiger Texte, sondern mehr noch in einer offenen Zirkulation und einem Weiterleben von verworfenen Gedanken bestehen könnte. Die losgelassenen Fragmente werden somit in ein zweites Leben entlassen.²⁰

¹⁸ <http://dumpsterdrive.com/about/>, gesehen am 1.7.2012.

¹⁹ Siehe z. B. die Plattform Mendeley, <http://www.mendeley.com>, gesehen am 1.7.2012.

²⁰ Die Reste dieses Textes wie Fragmente früherer Schreibstadien, entnommene Referenzen und Zitate wurden in mehreren Dateien über Dumpster Drive gelöscht und können ggf. noch über die Software gefunden werden.